

EVA-MARIA BAST

Miss Würzburg
Roman

GMEINER



EVA-MARIA BAST

Miss Würzburg
Roman

GMEINER



Eva-Maria Bast

Miss Würzburg

Roman



IMPRESSUM

*Einige Figuren des Romans und auch Teile
der Handlung sind frei erfunden. Hier sind
Ähnlichkeiten rein zufällig und nicht beabsichtigt.*

Immer informiert
Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2022 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchardt

Herstellung/E-Book: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Fotos von: © Archiv Eva-Maria Bast

ISBN 978-3-8392-7134-6

PROLOG

Würzburg, 16. März 1945

Hoffnung! Ich legte den Kopf in den Nacken und sah in den Himmel hinauf. Er war von einem beinahe unverschämten Blau. Hungrig streckten sich die Zweige der Magnolie, unter der ich stand, der Sonne entgegen, als wollten sie jeden noch so kleinen Strahl auffangen und ihn in den Stamm, die Wurzeln des Baumes leiten, um ihn zu stärken, ihm Kraft und Vitalität zu verleihen. Am Ende der Zweige konnte ich schon die zartrosa Knospen erkennen, Knospen, die im Sonnenlicht immer dicker werden würden. Bald würden sie sich öffnen und uns ihre wunderbare entfaltete Schönheit offenbaren. Sie würden uns trösten, diese Blüten, so, wie sie uns schon all die vergangenen Jahre getröstet hatten, wenn wir hungerten, trauerten oder einfach nur verzweifelt waren.

Wieder blinzelte ich hinauf.

Eine der Knospen über meinem Kopf war praller als die anderen. Sie war im Begriff, sich zu öffnen. Lange würde sie nicht mehr brauchen, und lange, da war ich sicher, würde auch der Krieg nicht mehr dauern. Es war der 16. März 1945, und ich war schon lang nicht mehr so voller Hoffnung und Zuversicht gewesen wie heute, als ich im Kaisergärtchen zwischen all den wundervollen Magnolienbäumen stand, vor mir das Buchner'sche Palais.

Zwar schrieb die *Mainfränkische Zeitung* – und auch die ausländischen Sender berichteten davon –, dass unsere Stadt zerstört werden würde, und die Angst davor hatte mich in den letzten Tagen immer wieder bang gen Himmel blicken lassen, aber bisher hatte es nur wenige mittelschwere Angriffe gegeben, und Schlimmeres, dessen war ich mir mit einem Mal sehr sicher, würde nicht passieren. Warum sollte man Würzburg auch zerstören? Wir hatten viele Krankenhäuser, keine bedeutende Rüstungsindustrie, hier gab es wertvolle Kulturgüter, uns würde nichts geschehen. Und hatte es nicht seit einigen Tagen keinen Alarm mehr gegeben?

Der Himmel war auf unserer Seite, der Himmel, der uns heute diesen wunderbaren Frühlingstag schenkte. Der Himmel wollte mir Mut machen.

Die Sonne streichelte mein Gesicht, zärtlich.

Ich atmete tief ein.

Breitete die Arme aus und ließ es zu, dass mich dieses wunderbare Gefühl der Zuversicht und der Freiheit durchflutete bis in die Fingerspitzen.

Ich war 20 Jahre alt, der Krieg fast vorbei, und die Magnolie würde bald ihre Knospen öffnen. Was wollte ich mehr.

Mit einem Lächeln auf den Lippen trat ich den Heimweg an. Am Marktplatz blickte ich zur Marienkapelle hinauf. Von dort oben strahlte die goldene Madonna über die Stadt. Sie hatte uns beschützt, all die schwierigen Jahre über. Gemeinsam mit den vielen Madonnen, die überall an den Häusern angebracht waren, um Unheil von ihren

Bewohnern abzuwenden. Nicht umsonst war Würzburg als »Stadt der 1.000 Madonnen« bekannt.

In den Ringparkanlagen traf ich auf lauter Menschen, die ebenso leicht und unbeschwert wirkten wie ich. Der kalte Winter, der wie eine eisige Hand über der Stadt gelegen und niemanden aus seinen Klauen gelassen hatte, hatte der Macht des Frühlings weichen müssen! Der Frühling war stärker als der Winter. So wie die Hoffnung stärker war als die Angst.

Der Weg hinauf ins Frauenland war lang, aber ich genoss ihn aus vollen Zügen. Die Mauern der Residenz leuchteten in der Sonne und kündeten vom Stolz unserer Stadt – vor allem aber gaben sie mir ein Gefühl von Heimat und verstärkten meine Zuversicht. Wie oft hatte ich schon vor diesem prachtvollen, von Balthasar Neumann errichteten Gebäude gestanden, voller Dankbarkeit und Demut. Die Residenz, die Festung und das Käppele – die kleine Wallfahrtskirche hoch oben auf dem Nikolausberg – waren drei Konstante in meinem Leben, die mir Halt gaben. Bauwerke, an denen sich mein Blick oft festsaugte, verliebt in diese Stadt und stolz, zu ihr zu gehören.

Zu Hause angekommen, fand ich Mutti genauso zuversichtlich vor, wie ich mich fühlte. »Lass uns heute essen gehen!«, rief sie mir schon in der Tür entgegen.

»Essen gehen?« Sprachlos sah ich sie an. Ich konnte mich nicht daran erinnern, wann wir das letzte Mal essen gegangen waren. Und wann war Mutti jemals so fröhlich gewesen? Ich kannte sie nur noch als etwas schwächliche, ständig von den Sorgen gedrückte Frau. Doch heute war sie anders. Ganz anders.

»Es ist so ein schöner Tag, da können wir ruhig mal ein paar Abschnitte unserer Lebensmittelkarten opfern«, fand Mutti. »Ich schlage vor, wir gehen in die kleine Postsportgaststätte auf der Höhe Richtung Flugplatz und genießen das Leben.« Sie schenkte mir ein Lächeln, das ihre Augen zum Strahlen brachte. Lauter kleine Hoffungsdiamanten, die in der Sonne funkelten. Fasziniert erwiderte ich ihren Blick. Derartiges hatte ich noch nie in ihren Augen gesehen.

Tatendurstig und voller Vorfreude auf einen schönen Abend machten wir uns auf den Weg. Die Vögel jubilierten, die warme Sonne schien auf unsere Haut. Die Bedienung in der Sportgaststätte begrüßte uns mit einem strahlenden Lächeln. Ihr schien es heute ebenso zu gehen wie uns. Wir gaben die Bestellung auf und nickten uns erwartungsvoll zu. Das Leben war schön. Und das mitten im Krieg.

»Du wirst sehen, Luise«, sagte Mutti, als die Bedienung uns die Getränke gebracht hatte, »wir haben das Schlimmste hinter uns. Alles wird gut werd...«

Sie hatte ihren Satz noch nicht beendet, als ein Geräusch alle Leichtigkeit zerschnitt und alle Hoffnung, die uns heute im Laufe des Tages beflügelt hatte, als tödliche Illusion entlarvte. Voralarm.

Ich sah Mutti an und fand in ihren Augen keine funkelnden Hoffungskristalle mehr, sondern nur noch die nackte, kalte Angst, die meine eigenen Empfindungen widerspiegelte.

»Lass uns gehen«, sagte sie nur.

Enttäuscht blickte ich auf das Abendessen, das die sehr junge und inzwischen ebenfalls ausgesprochen ängstlich

wirkende Bedienung gerade im Begriff gewesen war zu servieren.

»Sie haben nicht mehr viel Zeit«, hauchte sie, und auf die vorhin so rosigen Wangen hatte sich Totenblässe gelegt.

Ich schluckte. Ich kannte das Gefühl schon, das sich nun wieder seinen Weg durch meine Eingeweide bahnte und von dem ich doch gehofft hatte, es nie wieder fühlen zu müssen.

Es war das Gefühl entsetzlicher Angst.

Am liebsten wäre ich sofort in den Keller gerannt und hätte mich schuttsuchend im letzten Winkel verkrochen. Doch in fünfeinhalb Jahren Krieg hatte ich auch gelernt, was Hunger war und wie schrecklich er sein konnte. Unsere Lebensmittelkarten hatten wir für dieses Essen schon hergegeben. Wir konnten jetzt nicht einfach gehen.

»Mutti«, bat ich, »lass uns noch ganz schnell essen. Wir können es uns nicht leisten, Lebensmittelkarten umsonst zu opfern.«

Doch Mutti schüttelte den Kopf. »Wir müssen hier weg«, beschied sie mich, »sofort.«

Ich warf noch einen bedauernden Blick auf mein Abendessen und folgte Mutti dann nach draußen. Als wir die kleine Anhöhe an der Rottendorfer Straße hinunterhasteten, breitete sich vor mir der Himmel aus, in den ich heute Morgen noch so voller Hoffnung und Zuversicht geblickt hatte. Und da entdeckte ich etwas, das ich nie zuvor im Leben gesehen hatte! Rote Leuchtkugeln hingen wie kleine Lampions über dem Stadtgebiet!

Es sah wunderschön und seltsam surreal aus. Und in all seiner Schönheit bedeutete es allerhöchste, tödliche

Gefahr.

Mutti und ich wechselten einen entsetzten Blick. »Christbäume! Das ist die Markierung zum Angriff auf Würzburg«, flüsterte ich.

Sie nickte nur, brachte kein Wort heraus.

Im nächsten Moment erfüllte ein ohrenbetäubender Lärm die Luft, die Sirene heulte auf Vollalarm.

»Geh du schon mal in den Keller«, rief ich Mutti zu. »Ich renne rasch nach Hause, um unsere zwei Koffer zu holen.«

»Nein«, erwiderte sie, mich panisch umklammernd. »Komm gleich mit. Die Koffer sind doch jetzt egal.«

»Sind sie nicht«, widersprach ich. »Ich habe noch Zeit, ich beeile mich.«

Mutti zögerte.

»Je länger wir diskutieren, desto gefährlicher wird es«, insistierte ich.

Panisch sah sie mich an, nickte schließlich, und ich eilte mit glühenden Sohlen davon.

Kurz darauf war ich auch schon zurück im Felsenkeller des *Letzen Hieb*.

Kaum hatte ich den Keller betreten, hing Mutti schon an meinem Hals, fassungslos vor Angst, zitternd.

»Sie haben gesagt, mit Angriff auf unsere Stadt ist zu rechnen«, teilte sie mir mit.

Das wunderte mich nicht. Umsonst würden sie den Himmel über unserer Stadt wohl nicht mit Christbäumen schmücken.

Der Keller war voller Menschen, vielleicht 200 an der Zahl. Die Angst lag wie eine dunkle, feuchte, kalte Wolke

über uns. Die leichte Hoffnung des Vorfrühlingstages war so schnell verschwunden, wie sie gekommen war. Über uns summten und dröhnten deutlich hörbar die Bomberverbände, dann ging es Schlag auf Schlag, dumpfe schwere Einschläge – wumm, wumm, wumm, wumm, wumm.

Der Keller erzitterte unter den Detonationen, die Erde bebte, die Fenster zerbarsten. Mutti saß mit großen Augen wie versteinert da, sie wirkte vollkommen abwesend, als hätte sie sich kraft ihrer Gedanken in eine friedlichere, freiere und schönere Welt davongeschlichen.

Ich schloss die Augen, ebenfalls in dem Versuch, der grausamen Realität zu entfliehen. Blauer Himmel. Ein Magnolienzweig. Eine Blüte, die sich öffnet. Doch dann: eine schwarze Kugel, die aus dem Himmel fiel und die Blüte traf. Sie zerstob in tausend kleine Teilchen.

Erschrocken riss ich die Augen wieder auf.

Auch in meinen Gedanken war kein Trost zu finden.

Wie paralysiert sah ich mich im Keller um.

Die Menschen zitterten oder beteten, andere schrien laut. Kinder umklammerten ihre Mütter, und Mütter umschlangen ihre Kinder. Die Todesangst spie uns ihren giftigen Atem entgegen.

Mein Blick flackerte zu den drei Luftschutzwarten, die an der fest verschlossenen Kellertür standen und versuchten, die Menschen in Schach zu halten und zu beruhigen. Doch ihre Versuche zerbarsten ungehört an der allzu großen Angst. Die Frau, die mir gegenüber saß, hatte einen Pullover mit Rautenmuster an. Ich starrte darauf, bis es vor meinen Augen verschwamm.

Wumm. Wumm. Wumm. Jeder der Einschläge traf mich bis ins Mark. Es roch nach Teer und ich spürte eine eigenartige Hitze auf meinen Lippen. Muttis Hand zitterte in meine Richtung. Ich drückte sie, tröstend, wie ich hoffte. Ganz still saßen wir und sprachen kein Wort. Die Minuten dehnten sich, wurden zur Ewigkeit. Wie lang ist die Ewigkeit? Wie viele Momente hat eine Sekunde?

Und dann war es plötzlich still. Gespenstisch still. Es war eine Stille, geschwängert von dem Lärm und dem Leid, das in den letzten Minuten über unsere Stadt hereingebrochen war. All das klang noch in mir nach und auch die Angst vor dem, was uns nun erwarten würde, schwang in dieser Stille mit. Wir hatten überlebt. Aber nun würden wir hinaufsteigen müssen, aus dem schützenden Keller in eine zerbombte Stadt. Vielleicht waren wir obdachlos geworden. Und vielleicht, das war wohl die Sorge, die uns alle in unserer Schicksalsgemeinschaft am meisten umtrieb, vielleicht hatten wir unsere Liebsten dort draußen im Bombenhagel verloren.

In die Stille hinein brach das Geheul der Sirenen – aber diesmal war es ein Geräusch der Erleichterung – der Klang der Entwarnung.

Die Luftschutzwarte öffneten sehr vorsichtig die schwere Stahltür, um sie gleich darauf wieder zuzuschlagen. Mit ernsten Mienen wandten sie sich zu uns um.

»Die Stadt glüht«, sagte der ältere der beiden. »Alles steht in Flammen, und es weht ein heftiger Wind. Ein Flammenwind.«

Mutti und ich sahen einander entsetzt an.

Die Angst saß wie eine Klammer um meinen Hals und drohte, mich zu ersticken. Den anderen Menschen in unserem Keller schien es ähnlich zu gehen. Keiner wagte sich zu rühren, keiner wagte, die schützende Hülle zu durchbrechen, die uns umgab. Noch.

Doch wir hatten keine Wahl. Wir konnten nicht ewig hier sitzen. Langsam und schwerfällig kam Bewegung in unsere schicksalhafte Gemeinschaft. Zwei Feldunterärzte vom *Missionsärztlichen Institut* erhoben sich und verließen als Vorhut den Keller. Einige Mutige folgten ihnen, die meisten aber waren immer noch wie erstarrt vor Angst und blieben auf ihren Stühlen sitzen, ein kleiner Moment noch des Verweilens, bevor in vielen Fällen aus namenloser Angst schreckliche Gewissheit werden würde.

Ich weiß nicht, wie lange wir so saßen, und seltsamerweise hörte ich das überlaute Ticken einer Wanduhr, obwohl es in diesem Bunker gar keine gab. All das musste sich in meinem Kopf abspielen! Wie viele Momente hatte eine Sekunde? Da war sie wieder, die merkwürdige Frage, die sich während des Angriffs in meinen Kopf gebohrt hatte.

Schließlich sagte Mutti, wie erwachend: »Geh du und schau, ob unser Haus noch steht, wenn du nicht zurückkommst, weiß ich, dass es noch steht, und komme nach!«

Ich nickte, dankbar, dass sie mir diese Anweisung gegeben hatte, einen Impuls, mich aus meiner Starre zu lösen. Ich hätte keine Kraft gefunden, aus mir selbst heraus einen Entschluss zu fassen und zu handeln.

Wie in Trance, Schritt für Schritt, stieg ich die steile Steintreppe empor, auf alles gefasst!

Der Luftschutzwart deutete auf ein Fass mit Wasser, das am Ausgang stand, und auf den Stapel Handtücher daneben.

»Durchtränken Sie das Tuch und halten Sie es sich vor das Gesicht.«

Ich nickte, tunkte das Tuch in die Flüssigkeit und schlang es um meinen Kopf, so, dass es auch meine Haare bedeckte.

Draußen empfing mich die Hölle! Ein glühender, orkanartiger Sturm wütete, der Himmel war blutrot gefärbt. Ich kroch mehr, als dass ich in die Richtung rannte, in der ich mein Zuhause vermutete. Feuerfunken stoben mir entgegen und drohten mich zu versengen. Dachziegel und glimmende, dicke Balken flogen durch die Luft. Es war so unfassbar heiß, dass ich immer wieder stehenbleiben musste, um nach Atem zu ringen. Ich starrte in die brennende Nacht, taumelte in unsere Straße, in der vier Häuser in Flammen standen.

Ich wagte kaum, um die Ecke zu biegen. Gleich würde ich wissen, ob unser Haus ebenfalls zerstört war oder ob es noch stand. Und dann sank ich auf die Knie, fassungslos vor Glück und vor Demut. Unser Haus war nicht getroffen worden!

Am liebsten wäre ich hier sitzen geblieben, auf dieser Straße, vor unserem Haus, in dieser brennenden Stadt. Ein kleiner Lichtblick in unendlichem Leid. Doch da trat Herr Adam aus der Eingangstür, unser Vermieter, der für mich immer wie ein Vater gewesen war. Wir waren füreinander

dagewesen, im Krieg, der diesen gütigen alten Mann schlimm gebeutelt hatte, wie ihm das schon so oft in seinem Leben widerfahren war. Nachdem seine Frau nach dem Großen Krieg an der Spanischen Grippe gestorben war, hatte er nun seine beiden Söhne an der Front verloren. Ich war für ihn fast wie eine Tochter, und als er mich dort knien sah, stolperte er durch den Rauch auf mich zu, sank vor mir nieder und schlang die Arme um mich. So kauerten wir da. Zwei Vereinte in einer brennenden Stadt.

»Luise«, murmelte er, »mein Mädchen! Ich bin so froh, dass dir nichts passiert ist. Was ist mit deiner Mutti?«

»Sie ist im Luftschutzkeller *Zum Letzten Hieb*«, erklärte ich. »Wir haben verabredet, dass ich vorausgehe, um nachzusehen, ob alles in Ordnung ist.«

Er nickte.

»Wo haben Sie den Angriff verbracht?«

»Hier«, sagte er ruhig.

»Hier?«, fragte ich verblüfft. »Aber wir haben doch gar keinen sicheren Keller.«

»Ich war auch nicht im Keller«, erklärte Herr Adam. »Oben war ich und habe während des Angriffs fünf Stabbrandbomben aus dem Dachfenster geschmissen und mit Sand abgedeckt.«

»Sie haben Ihr Leben riskiert!«, rief ich entsetzt.

»Ach, Kind«, sagte er und strich mir in unendlicher Müdigkeit über die Wange. »Was ist mir denn noch geblieben außer dem Haus? Hätten sie es getroffen, hätte dein alter Herr Adam auch nicht mehr weiterleben mögen.«

Eine schreckliche Ahnung beschlich mich. War Herr Adam absichtlich nicht in den Luftschutzkeller gegangen,

weil er sterben wollte?

»Aber Sie haben doch mich«, sagte ich ganz leise und kam mir ungemein hilflos vor.

»Ja, Luischen.« Er legte seine Stirn an meine. »Da hast du wohl recht. Ich habe ja dich.«

Dann sah ich an dem Haus empor. Die Fensterscheiben waren zersprungen, die Vorhänge wehten in Fetzen aus den Fenstern, der orkanartige Sturm umgab mich immer noch.

»Geh nur hinein«, sagte Herr Adam.

Ich nickte und rappelte mich hoch, ging in unser Haus, in unsere Wohnung im ersten Stock, meine Füße tasteten über Böden voller Scherben, alles war finster, nur draußen glühte die Welt, und ich war allein, so allein.

So schnell ich konnte, zerrte ich alle Fensterläden zu, um die Hölle, die draußen wütete, auszusperren. Im Schein einer Kerze begann ich, die Glasscherben vom Boden aufzusammeln. Ich schnitt mir in den Finger, das Blut tropfte auf den Boden. Ich starrte auf die Flecke, die es hinterließ und die ich im Schein der Kerze nur schemenhaft erkennen konnte, unfähig zu handeln, so, als sei das nicht mein Blut, das da tropfte, nicht mein Fußboden und nicht meine Welt. Das konnte nicht meine Welt sein, die so grausam war!

Ein gewaltiges Krachen von draußen riss mich aus meiner Trance. Wahrscheinlich war einer der umherfliegenden Balken irgendwo gelandet. Reiß dich zusammen, schalt ich mich. Gleich kommt Mutti.

Ich kehrte stundenlang, dann legte ich mich, immer noch angezogen, erschöpft auf unser Wohnzimmersofa und wartete. Warum kam Mutti denn nicht? Wo blieb sie nur?

Meine Augen wollten sich nicht schließen vor lauter Sorgen, und ich überlegte, ob ich noch einmal losgehen sollte, um sie zu suchen. Aber was, wenn wir uns dann verpassten in dieser brennenden, untergehenden Stadt? Ich musste an eine alte Abmachung denken, die wir einmal getroffen hatten, als ich noch ein kleines Mädchen gewesen war: Man hält sich immer an das, was besprochen war. Besonders in schwierigen Situationen.

Seufzend starrte ich an die Decke. Durch die Ritzen der Fensterläden flackerte der Schein des Feuers herein und bildete an der Zimmerdecke ein eigenartiges Schauspiel.

Und dann endlich, endlich, gegen 6 Uhr morgens, hörte ich einen Schlüssel in der Tür und Muttis zaghafte Stimme, die leise durch die dunkle Einsamkeit klang. »Luise?«

»Mutti!« Ich sprang auf, flog ihr entgegen, wir hielten uns umschlungen, sanken auf die Knie, unsere Tränen tropften auf den Boden wie zuvor mein Blut.

»Mutti, wo warst du denn die ganze Zeit über? Ich habe mir solche Sorgen gemacht!«, rief ich.

»Ich konnte mich nicht bewegen«, setzte sie zu einer Erklärung an. »Es war völlig unmöglich. Ich saß wie erstarrt.«

»Ach, Mutti«, sagte ich zärtlich. »Aber jetzt bist du ja zum Glück da.«

Zögernd dämmerte der Morgen herauf. Die Stadt war noch immer voller Rauch. Zaghafte öffneten wir die Fensterläden, voller Angst vor dem, was wir draußen sehen würden – aber auch voller Sorge vor jenem, was das hereinscheinende Licht im Inneren unserer Wohnung an Zerstörung zutage bringen würde. Und dann sahen wir es:

Die geflochtenen Lehnen unserer Stühle waren von Splittern durchlöchert, Geschirr, Vasen und Lampen waren teilweise zerbrochen, denn ganz in unserer Nähe war eine Sprengbombe niedergegangen und hatte auch das Wohnhaus meiner besten Freundin Edith schwer beschädigt. Edith! Wie ein glühender Blitz schoss mir der Gedanke an sie durch den Kopf. Wenn nur mit meiner Edith alles gut wäre! Und Vati! Seit er Mutti und mich vor drei Jahren wegen einer anderen Frau verlassen hatte, lebte er mit seiner kleinen Familie in der Innenstadt. Um Himmels willen, ihm wird doch nichts geschehen sein!

Zaghaft sah ich erneut aus dem Fenster. Lieber Gott, wie sah es wohl drunten in der Stadt aus?

»Ich habe Durst«, sagte Mutti.

»Wir haben kein Wasser«, murmelte ich. »Und auch keinen Strom. Aber ich kann Wasser holen.«

Ich nahm Kanne und Eimer und ging zu unserem Löschteich, der etwa 150 Meter entfernt lag. Ich fühlte mich seltsam fremd auf diesen Wegen, die doch eigentlich so vertraut waren.

Die Straßen waren verlassen, doch am Löschwasserteich traf ich auf mehrere Menschen. Sie schienen alle die gleichen Schwierigkeiten zu haben wie ich, hatten Eimer und Krüge mitgebracht, um Wasser zu holen.

Ich tauchte meine Kanne in das Wasser und beobachtete, wie ihr Rand die grüne Oberfläche aus Algen durchschnitt. Es sah widerlich aus und war ja auch nicht zum Trinken, sondern zum Löschen gedacht – aber was sollten wir tun, wo wir doch kein Trinkwasser mehr hatten?

Während ich schöpfte, lauschte ich mit wachsendem Entsetzen, was sie berichteten, die Menschen am Teich. Von der »Feuerhölle« sprachen sie. Dass alles kaputt sei, drunten in der Stadt. Dass Würzburgs Bürger verschüttet oder bei lebendigem Leibe verbrannt seien. Dass Kinder über Trümmer irrten und nach ihren Müttern riefen. Und dass Mütter, taub vor Schmerz, vor ihren zerstörten Häusern saßen und ihre toten Kinder in den Armen hielten.

Der Schmerz, der mich angesichts all dieser Schicksale durchfuhr, war so heftig wie der Feuersturm, der meine Stadt zu verschlingen drohte oder schon verschlungen hatte. Er brachte mich zum Taumeln. Rasend vor Angst um Vati stolperte ich zurück zu Mutti, um ihr das Wasser zu bringen. Es war gut, dass ich diese konkrete Aufgabe hatte, auf die ich mich konzentrieren konnte. Ich musste einen Fuß vor den anderen setzen. Ich musste achtgeben, dass ich die kostbare Flüssigkeit nicht verschüttete. Ich musste das Wasser nach Hause bringen.

Immer noch war der Himmel feuerrot, und die Kirchtürme, die ich sonst sehen konnte, waren, soweit sie noch standen, von einer gewaltigen grauen Rauchsicht bedeckt, die sich über sie gelegt hatte wie ein Helm.

»Ich muss hinunter in die Stadt und nachsehen, was mit Vati ist«, haspelte ich, kaum, dass ich Mutti das Wasser gegeben hatte. »Und nach Edith will ich auch suchen.«

»Luise, nicht«, brachte sie heraus. »Das ist zu gefährlich.«

»Ich passe schon auf mich auf«, versprach ich. »Aber ich brauche Gewissheit – und du doch auch!«

Entschlossen packte ich meine Gasmaske und kämpfte mich die Rottendorfer Straße hinunter. Links und rechts sah ich brennende Häuser, weinende, flüchtende oder apathische Menschen, die nach letzten Habseligkeiten suchten. Je weiter ich hinunterkam, desto schlimmer wurden die Zerstörungen. Ich setzte die Maske auf – es war keine Luft zum Atmen da, Trümmer, verstreuter Hausrat und Wind, Wind, der die Feuer immer wieder entfachte.

Endlich kam ich in die Nähe von Vatis Haus – und schwankte vor Entsetzen: Da war nur noch ein riesiger Trümmerhaufen. Es qualmte, es rauchte, niemand war da, den ich hätte fragen können, es war so unheimlich still. War ich am Abend zuvor vor unserem Haus vor Erleichterung auf den Boden gesunken, so ging ich nun vor lauter Verzweiflung auf die Knie. »Vati!«, rief ich. Und noch einmal: »Vati!«

Keine Antwort. Nur endlose, beklemmende, bleierne Stille.

Die Tränen liefen mir über die Wangen, auf die sich der Staub der Zerstörung gelegt hatte.

Da spürte ich eine Hand auf meiner Schulter. Ich fuhr herum.

Und da stand er vor mir. Blass und abgerissen, aber lebendig. Vati! Mein Vati!

Ich versuchte, mich aufzurappeln, aber ich war so durcheinander, dass ich sofort wieder hinfiel.

Und wie gestern Abend Herr Adam, ging nun Vati vor mir auf die Knie, umschlang mich, streichelte mein Haar, meine feuchten Wangen. Waren es meine Tränen oder die seinen?

Vati!

Und dann erzählte er mir seine Geschichte, während wir hier saßen, inmitten der Trümmer, einander an den Händen haltend, weinend, fassungslos vor Glück.

Vor zwei Tagen war Vatis Sohn Reinhold in der Frauenklinik im Luitpoldkrankenhaus zur Welt gekommen. Als er gestern Abend die Christbäume am Himmel sah, packte er seinen Mantel und lief los in Richtung Frauenklinik. Unterwegs überraschte ihn bereits der Angriff. Er erlebte diese Hölle im Freien und suchte immer wieder hinter einer Mauer oder einem Gebäude Schutz. Er brauchte sehr lange für den sonst 30-minütigen Weg. Als er endlich völlig erschöpft am Krankenhaus angelangt war, sah er, dass ein Teil in Flammen stand und die Mütter, ihre Neugeborenen im Arm, mit ihren Betten auf der Wiese standen oder noch herausgetragen wurden. Vati packte sofort mit an, half, andere Kranke herauszubringen, und fand schließlich seine Frau Herta und meinen kleinen Halbbruder Reinhold.

»Lass uns zu deiner Mutti gehen und ihr berichten, dass ich überlebt habe«, sagte er.

»Geh du schon mal vor«, bat ich ihn. »Ich muss noch etwas erledigen.«

Fragend sah er mich an, doch ich schüttelte nur den Kopf, und er nickte, akzeptierend, dass ich über mein Vorhaben nicht sprechen wollte.

Nachdem er mich noch einmal fest an sich gedrückt hatte, ging ich in Richtung Innenstadt. Je mehr ich mich dem Zentrum näherte, desto schlimmer wurde es. Ich stieg über eingestürzte Häuserwände, Trümmer, Dreck, Steine und verbrannte Holzbalken. Nur hin und wieder begegnete

mir ein Mensch, das Gesicht grau vor Leid. Im Ringpark ragten verbrannte Bäume wie schwarze Zähne in den Himmel, der immer noch ganz trüb war. Und dann sah ich die Residenz, deren Anblick mir am Abend zuvor, auf dem Heimweg, noch so viel Trost, Zuversicht und Hoffnung gespendet hatte. Entsetzt keuchte ich auf. Das einst so prachtvolle Gebäude war schwer zerstört. Die Seitenflügel waren ausgebrannt, gespenstisch leer starrten mich die Fensterhöhlen an. Eine leblose Schönheit, der schreckliche Gewalt widerfahren war!

In der Mitte der Hofstraße, am *Holler Haus*, steigerte sich mein Grauen noch. Was ich da sehen musste, ließ meinen Atem stocken und prägte sich für immer in mein Gedächtnis ein – unauslöschlich! Auf dem breiten Gehsteig lagen gestapelt die Leichen von Frauen, Kindern und Männern in bizarrer abwehrender oder klammernder Haltung.

Erstickt, verbrannt, vielleicht 50 oder 60 an der Zahl. Ein entsetzlicher Anblick! Man hatte sie aus dem Luftschutzkeller herausgeholt, und sie sollten wahrscheinlich schnell von russischen Kriegsgefangenen zum Friedhof gekarrt werden.

Ich konnte den Blick nicht schnell genug abwenden, für einen Moment starrte ich in diese Gesichter. Ein einziges war unter ihnen, das nicht verletzt oder deformiert war. Es war ein kleines Mädchen mit langen schwarzen Haaren in einem weißen Kleidchen. Sie war vollkommen unversehrt, nur ein dünnes blutendes Rinnsal war aus ihrer Nase gelaufen und dann getrocknet. Warum, weiß ich nicht, aber der Anblick dieses kleinen, perfekten und unversehrten

Gesichtchens entsetzte mich mehr als die zerstörten und verstümmelten Leichen, die es umgaben. Der Tod war ein grausamer Richter und der Krieg sein unbarmherziger Scherge!

Ich rang nach Luft, was einen heftigen Hustenreiz zur Folge hatte. Immer noch war die Luft heiß und voller Staub.

Ich zwang mich, ruhig zu atmen und weiterzugehen.

Das namenlose Grauen, das von mir Besitz ergriffen hatte, hatte nun ein Gesicht. Es war das Gesicht dieses Mädchens, das da lag wie eine kleine Feder, die vom Himmel gefallen war, um die Erde zu küssen. Und dann zu versengen, am Grauen der Welt und dieses Tages.

Ich keuchte auf, machte kehrt und lief, so schnell ich konnte, nach Hause.

18. März 1945

Das Bild des kleinen Mädchens hatte sich in meinem Kopf festgesetzt. Wann immer ich die Augen schloss, sah ich es vor mir. Nachts träumte ich von ihm. Wir saßen unter meiner Magnolie und sangen zusammen ein Lied.

Die Magnolie. Die Blüte. Ich musste dorthin!

Früh stand ich auf, hinterließ einen Zettel für Mutti und eilte den Berg hinab. Wieder einmal. Je näher ich der Innenstadt kam, desto schwerer fiel es mir, mich zu orientieren. Gebäude, an denen ich früher abgebogen war,

standen nicht mehr, Gassen, durch die ich gehen wollte, waren voller Schutt.

Doch dann, endlich, war ich an meinem Ziel angekommen:

im Kaisergärtchen unter der Magnolie, unter der ich vorgestern noch gestanden und meinen so hoffnungsvollen Blick gen Himmel gerichtet hatte. Was war ich dumm gewesen zu glauben, alles sei vorbei!

Zuerst sah ich, dass das Buchner'sche Palais, das das Kaisergärtchen nach Süden hin begrenzte, zwar ausgebrannt war, aber nicht vollständig in Trümmern lag. Und dann entdeckte ich meine Magnolie. Sie stand noch. Wie durch ein Wunder hatte sie diese Hölle überlebt.

Ich stellte mich unter sie, genau an jene Stelle, an der ich vor zwei Tagen gestanden hatte, umklammerte mit meinen Händen den Stamm des Baumes und legte wieder den Kopf in den Nacken.

Die dicke Knospe war nicht mehr da, der Ast, an dem sie sich befunden hatte, war abgebrochen. Doch viele Zweige streckten ihre Knospen unverzagt in den Himmel, der nun nicht mehr blau war und voller Hoffnung, sondern grau und voller Leid.

Lange stand ich so da. Meine Tränen tropften zur Erde. Das kleine Mädchen mit dem weißen Kleid. Das Leid, die Verzweiflung, die über dieser Stadt zusammenschlugen. Mutti. Ich musste zu ihr. Sie in ihrer Verzweiflung stützen und stärken und die meine mit ihr teilen.

Tränenblind stolperte ich zurück in Richtung Marktplatz.

Durch das Grau der Vernichtung sah ich mit einem Mal etwas Goldenes schimmern. Ich blinzelte, sah genauer hin

und versuchte, etwas zu erkennen.

Das musste die goldene Madonna auf der Marienkapelle sein, die den Angriff offenbar überstanden hatte und über unserer Stadt leuchtete.

Verzage nicht, schien sie zu sagen. Es gibt noch Hoffnung.

Meinen Blick fest auf sie gerichtet, stolperte ich weiter durch die Straßen, und irgendwann stellte ich fest, dass ich wieder die Orientierung verloren hatte. Da sah ich plötzlich die Gestalt eines Menschen aus einem Trümmerhaufen aufragen. Ich zwinkerte, weil der Staub in meinen Augen juckte, trat näher, sah genauer hin und erkannte einen jungen, schlanken Mann, der mit einer Kinderschaufel in der Hand auf einem Trümmerhaufen kniete und grub.

Lieber Himmel, dachte ich, er wird doch nicht nach Verschütteten suchen? Doch dazu wirkte er nicht verzweifelt genug. Im Gegenteil. Die Ausstrahlung dieses Mannes war von einer Fröhlichkeit, die inmitten dieses Leids fast schon absurd wirkte.

Ohne es zu merken, war ich offenbar stehen geblieben und starrte ihn an. Er hob den Blick und sah mich an. Lächelte.

Ich erwiderte sein Lächeln nicht. Mir war nicht zum Lächeln zumute. Ich wollte weinen, immer nur weinen.

»Was tun Sie da?«, fragte ich schließlich.

»Ich suche eine Madonna«, sagte er, als würde das alles erklären, und ich nickte. Es war absurd, aber zugleich schien es mir ungemein logisch, dass dieser Mann hier und jetzt eine Madonna suchte.

Es hätte also gar keine weitere Erklärung gebraucht, dennoch gab er sie mir.

»Ich habe von dem Angriff auf unsere Stadt an der Front erfahren und hatte furchtbare Angst um meine Eltern. Als ich davon hörte, habe ich einen Schwur geleistet. Wenn meine Eltern noch leben würden, würde ich eine Madonnenstatue aus den Trümmern graben und restaurieren. Ich habe sofort Sonderurlaub bekommen und bin heute Morgen angereist. Und wie durch ein Wunder sind meine Eltern wohlauf.«

Ich nickte, fasziniert und ergriffen von der Geschichte. Darauf gab es nichts zu sagen.

»Schon im 30-jährigen Krieg haben die Menschen einen Schwur geleistet und in höchster Not Madonnen gestiftet«, fuhr er fort. »Ich folgte also nur einer uralten Tradition.«

Ich war wie gebannt. Auch mir hatte der Anblick der von Jakob von der Auwera geschaffenen Madonna Immaculata hoch oben auf der Marienkapelle ja eben noch so viel Trost und so viel Hoffnung gegeben.

»Wollen Sie mir helfen?«, fragte er. »Beim Graben, meine ich?«

»Woher wissen Sie denn, dass Sie an der richtigen Stelle suchen?«, erkundigte ich mich.

»Das hier ist mein Elternhaus«, erklärte er und deutete auf ein Mauerstück, auf dem in weißer Schrift stand: ›Albin! Deine Eltern sind in Sicherheit!‹ Darunter eine Adresse in der Sanderau, an der sie untergekommen waren.

»So habe ich sie gefunden, denn mein erster Weg vom Bahnhof aus hat mich natürlich hierhergeführt«, erklärte

er.

»Wie gut, dass Sie die Nachricht gefunden haben«, sagte ich. »Sie müssten ja sonst außer sich gewesen sein vor Angst.«

Er nickte. »Aber ich will noch weitere Madonnen retten. Bevor ich in den Krieg ziehen musste, habe ich eine Auflistung aller Madonnen in Würzburg erstellt. Ich habe sie katalogisiert. Hier an dieser Stelle«, er deutete in die Luft, wo einmal das Haus gestanden hatte, »befand sich eine Madonna mit Lampe.«

Ich nickte. Das Ansinnen dieses Mannes schien mir ungemein sinnvoll und zwingend logisch.

»Ich würde gerne helfen«, sagte ich. »Aber ich habe keine Schaufel.«

Er sah sich suchend um. »Nehmen Sie meine.« Er drückte mir die kleine Kinderschaufel in die Hand.

»Aber das geht doch nicht«, protestierte ich.

»Und ob das geht«, erklärte er, stand auf und kehrte mit einem Stück Metall undefinierbarer Herkunft zurück. »Ich nehme das hier.«

»In Ordnung.«

Einträchtig gruben wir im Trümmerhaufen, und diese unsere Tätigkeit hatte etwas ungemein Tröstliches.

Wir sprachen nicht viel, wie wir da so kauerten und gruben. Einzig unsere Namen hatten wir ausgetauscht. Albin hieß er. Albin Beyer. Wobei ich seinen Vornamen ja schon von dem Schriftzug an der Hauswand kannte.

»Ich habe ihren Kopf«, rief er, nachdem wir eine Weile stumm nebeneinander gearbeitet hatten.

»Wie wunderbar!« Ich lächelte. »Wie unglaublich und wie wunderbar.«

Wie gruben weiter und stellten fest, dass der Kopf vom Rumpf abgetrennt worden war.

»Das kann ich restaurieren«, versicherte er. »Wir müssen nur noch ihren Körper finden.«

Die Suche nach dem Rest der Madonna gestaltete sich als deutlich schwieriger – aber nach stundenlanger Arbeit hatten wir es geschafft.

Albin schuf auf dem Trümmerhaufen eine gerade Fläche, auf der er sie aufstellte. Vorsichtig setzten wir ihr den Kopf auf den Rumpf und stützten sie von beiden Seiten.

Dann griff Albin ganz vorsichtig an den sehr lädierten Leib der Madonna, zog, etwa dort, wo das Herz saß, ein winziges Steinstück heraus, legte es in meine Hand und schloss meine Finger darum. »Er wird Sie beschützen.«

Ich starrte auf meine Hand, dann auf ihn.

Hier standen wir nun mit unserer ausgegrabenen Gottesmutter, im Angesicht der goldenen Madonna auf der Kapelle. Ich hielt ihr Herz in der Hand.

Und auf einmal hatte ich wieder Hoffnung.

TEIL 1
1947 - 1948